

Ein echter „Rembrandt“ im Wohnzimmer

1956, vielleicht auch 1957. Zwei Genossen, so nannten sich die Angehörigen der bewaffneten Organe der DDR, in diesem Fall Soldaten vom Funktrupp aus Vatis Kaserne, trugen einen großen Pappkarton ins Wohnzimmer. In der einen Ecke hatte Vaters Rauchtisch einen neuen Platz gefunden, es war klar, der Tisch wurde umfunktioniert. Aus dem Karton holten die Männer einen komischen Holzkasten. Oder war es ein Möbelstück, eine Kommode? Der Kasten war teilweise mit einem hellen Stoff bespannt und besaß in der Mitte eine kleine Scheibe, leicht gewölbt und mit einem dunklen, fast schwarzen Rahmen versehen, die im Verhältnis zu dem ganzen Ding recht mickrig wirkte. Ein DIN A4 Blatt konnte die Scheibe vollständig zudecken. Unten vier dunkelbraune Knöpfe, in die ein goldener Ring eingearbeitet war. Wir besaßen jetzt einen Fernseher vom Typ „Rembrandt“. Riesengroß, kleines Bild in Schwarz-Weiß und elendig schwer. Und weil mein Papa sich alles zutraute und alles reparierte außer „ELEKTRO“, da ließ er seine Finger davon, haben zwei Funker ihm das Teil aufgestellt und alle notwendigen Anschlüsse angebracht. Von nun an gab es ein neues Zeitalter bei uns, die Fernsehepoche war eingeleitet. Wie ich jetzt bei Wikipedia erfahren habe, kostete das Teil damals 1400 Mark der DDR. Etwas mehr, als mein Vati im Monat an Sold erhielt. Und Papa verdiente als Major der NVA sehr gut. Weil wir bislang die einzigen im Haus waren, die solch ein Hightech-Gerät besaßen, traf sich die Hausgemeinschaft ab und an zum gemeinsamen Fernsehen, etwa bei der Unterhaltungssendung, „Da lacht der Bär“ mit Heinz Quermann.



Abb. 16: Faschingsfeier der Hausgemeinschaft

war ein Schneider, der auf seiner Zauber-Elle wie auf einer Gitarre spielte, mit uns sang, und mit seinen Freunden, Meister Briefmarke (der Postbote im Märchenland) und zunächst den beiden Handpuppen Schnatterinchen und Brummel ein Märchen erzählte und das jeden Sonntagnachmittag. Das „Märchen“ war ein eingebundener, kleiner Trickfilm. Später wurde die Sendung umbenannt in „Zu Besuch im Märchenland“. Die Figuren wurden im Winter ergänzt durch einen

Für mich gab es die Kindersendungen „Meister Nadelöhr“ oder „Professor Flimmrich“. In einer Achse, die sich „Spätarbeiterprogramm“ nannte und am Mittag ausgestrahlt wurde, kamen sehr schöne populärwissenschaftliche Filme, die ich mir ansehen durfte, wenn ich mal kränkelte.

„Meister Nadelöhr“, gespielt von Eckhard Friedrichson,

Schneemann, der zum Schluss der Sendung in der warmen Schneiderstube mit einem kräftigen Niesanfall stets die „Erwärmung“ bekam. Später, in einer Sendung am Heiligabend 1961, die den Kindern das Warten auf die Bescherung verkürzen sollte, gesellte sich ein kleiner, frecher Kobold namens „Pitti platsch“ dazu. Die Figur – immer zu Streichen aufgelegt, aber im Kern mit einem guten Herzen und vor allem sehr einsichtig und lernfähig (ein schönes Vorbild für die Kinder), liebte Pfefferkuchen über alles. Zur Premiere hatte er sich in ein Paket voller Pulsnitzer-Lebkuchen eingeschlichen und sich an dem Gebäck bereits gütlich getan. „Pitti“ bekam fortan eine tragende Rolle im Märchenland und gestaltete mit „Schnattchen“ und Teddy „Brummel“ auch viele Abendgrußsendungen im „Sandmann“. Auch den habe ich von Anfang an gesehen. Last but not least: Hund Moppi. Am Anfang gesprochen von Günter Schiffel, ein begnadeter Radio-Journalist, der leider viel zu früh von uns gehen musste. Ich habe viel von ihm gelernt, was den Spannungsbogen in längeren Sendungen angeht. Professor Flimmrich, gespielt von Walter E. Fuß, hatte seinen Sendeplatz, wenn ich mich recht erinnere, am Sonnabendnachmittag. Mit seiner „Flimmerkiste“, dem Filmapparat, den er bediente, zeigte er uns wunderbare Kinder- und Märchenfilme, meistens keine Animationen. Und nicht nur DDR-Produktionen. Ich erinnere mich an „Der Amphibienmensch“, eine sowjetische Produktion, die am Schwarzen Meer spielte und mein erster Science-Fiction-Film war. Oder: „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, ein Märchenklassiker mit ganz tagesaktuellen Bezügen. Kinder vergammeln ihre Zeit, eine Hexe sammelt diese verlorene Zeit ein und plötzlich sind die Kinder alt, die Hexe jung. Sie tun sich zusammen, gehen in den Zauberwald und holen sich ihre Zeit zurück. „Tinko“, die Strittmatter-Verfilmung, „Das singende-klingende Bäumchen“, „Fußballfieber“ oder „Polizeihund Muchtar“, der einst vielleicht die Anregung für Österreich war, später den „Rex“ als erfolgreiche Serie aufzulegen. Nicht zu vergessen „Der Moorhund“, ein spannender Firm, der im Grenzgebiet spielt. Nur ein Bruchteil meiner Kinderlieblingsfilme. Sonntagvormittags brachten uns „Flax und Krümel“, ihr Hund Struppi und der Schnellzeichner Tadeus Punkt wunderbare Unterhaltung. Die Sendungen kamen von der Festung Königstein bei Dresden. Ich musste erst 60 Jahre alt werden, um mir den Kinderwunsch zu erfüllen, dieses monumentale Bauwerk in der Sächsischen Schweiz zu sehen. Ebenfalls sonntagvormittags: „Mach mit, mach's nach, mach's besser“ mit dem „verdienten Meister des Sports“ Gerhard Adolph, genannt Addi. In der Sendung kämpften zwei Schulen in verschiedenen sportlichen Disziplinen gegeneinander, die Siegermannschaft bekam meistens schöne neue Sportgeräte für die Schulturnhalle oder eine gemeinsame Reise. Viele der Übungen haben wir in unsere Spiele auf dem Hof eingebaut.

Und nicht zuletzt das „Sandmännchen“ mit den verschiedensten Einspielen: Ob „Pappendoktor Pille“, der Besuch im „Märchenland“ nicht nur mit Pitti, Schnatterinchen und Brummel, sondern auch mit „Fuchs und Elster“, Frau Igel und deren Sohn Borstel und der allwissende „Onkel Uhu“. Stets gab es einen Lern-Effekt,

den wir Kinder gar nicht so direkt mitbekamen. Später, als ich die Sendungen mit meinen Kindern sah, wurde mir das bewusst. Wenn ich dann heute von einigen Medienwissenschaftlern höre, wie „ideologisch ausgerichtet und manipulierend“ dieses Kinderfernsehen gewesen sei, kann ich nur laut lachen. Schaut euch die Medien heute an, vor allem die Angebote für Kinder! Irgendwelche Zeichentrickfilme, in denen Kinder schreiend von Monstern verfolgt werden, aus irren Höhen herab fallen, kaum einen aussagekräftigen Dialog führen usw.

Ich muss aber auch zugeben, dass ich mit dem Klassiker der West-Kinderliteratur „Pippi Langstrumpf“ nie etwas anfangen konnte. Gelesen habe ich das Buch nicht, den Film aber mehrfach mit meinen Kindern gesehen. Auch die „Augsburger Puppenkiste“ ist mir oft ein „Buch mit sieben Siegeln“ geblieben.

Man mag heute urteilen, wie man will: Mich hat das DDR-Kinderfernsehen sehr gut unterhalten! Es hat mir und vielen meiner Freunde geholfen, uns im jungen Leben zurechtzufinden und zwischen „gut“ und „böse“ zu unterscheiden.

Geburtstag von Pitti 4 Nachrichten Rainer Polzer An: info@rbb-media.de	17. Juni 2022 um 17:45
Sehr geehrte Damen und Herren, ich bin 68 Jahre alt und erinnere mich an Pittis Fernsehdebüt etwas anders. Das war meiner Meinung nach nicht im Sommer, also nicht am 17. Juni 1962, sondern an einem 24. Dezember (1961 oder 1962). Es gab einen Besuch bei Meister Nadelöhr, um den Kinder das Warten auf die Bescherung zu verkürzen, der ein Paket mit Pfefferkuchen bestellt hätte und es war eingetroffen. In den Paket rumpelte und pumpele es und als ert es mit Schnäffchen und Bummi öffnete, kam Pitti zum Vorschein, ein Kobold aus dem Koboldland, der schon einen ganzen Teil der Pfefferkuchen aufgegessen hatte. So meine Erinnerungen. Vorher gab es Pitti nach meiner Erinnerung nicht. Danach schon. Freundliche Grüße Rainer Polzer -- with best regards Rainer Polzer, Diplom-Journalist, Mitglied im DJV-Landesverband Mecklenburg-Vorpommern	
 Nöckel, Inga An:	28. Juni 2022 um 20:59
Sehr geehrter Herr Polzer, Sie haben vollkommen Recht, Pittiplatsch ist Weihnachten 1961 erstmals im Fernsehen aufgetreten. Auch nach unseren Recherchen wurde er in einem Paket Pfefferkuchen in die Schneiderstube geliefert. Damals fragte Meister Nadelöhr die Zuschauer, was er mit so einem frechen Kobold anfangen soll. Darauf soll es (leider nicht mehr nachvollziehbar) viel Post von Zuschauern gegeben haben, die den Verbleib des Koboldes gefordert haben. Das führte zu weiteren Test-Auftritten bis er ab 17.6.1962 fester Bestandteil des Abendgrußes wurde. Leider sind alle Folgen vor dem 17.6.1962 verschollen. Die Aufzeichnungen im Archiv sind lückenhaft und es gibt kaum noch Zeitzeugen, die wir befragen können. Wir beginnen gerade mit der Arbeit an einer Dokumentation über Pittiplatsch, die Weihnachten 22 ausgestrahlt werden soll. Wären Sie bereit, sich für diese Dokumentation interviewen zu lassen? Mit besten Grüßen Inga Nöckel	

Abb. 17: Mailverkehr mit dem rbb

Sieger war der, der einen Fehler eingestehen konnte und daraus lernte. Sieger war der, der andere achtete und jedem Menschen half. Und: Es gab viele Anregungen, etwas im Hof mit den anderen Kindern „nachzuspielen“. Als ich in Schwerin (guter Empfang des Westfernsehens) mit meiner Tochter Annekatrin die ersten Kindersendungen von ARD und ZDF sah, war ich schlicht enttäuscht, vor allem vom West-Sandmännchen.

Übrigens: Als der rbb im Jahre 2022 das 60. Fernsehdebüt von Pitti mit Presseerklärungen feierte, setzte ich mich mit dem Sender in Verbindung.

Bleiben wird noch kurz bei „Medien“

Wenn ich mittags aus der Schule kam, wurde zunächst gegessen. Mutti war ja in Leipzig zu Hause und hatte gekocht. Oft aß ein Junge aus dem Haus von gegenüber mit, dessen alleinerziehende Mutti als Friseurin arbeitete und ihr die Zeit fehlte, in der Woche dem Jungen etwas Warmes anzubieten. Pro Mahlzeit bekam meine Mutter von ihr 1 Mark (eine Mark!). Nach dem Essen bekam ich die Order, mich eine gute Stunde auszuruhen, bevor ich die Hausaufgaben erledigen sollte. Allerdings klappte es mit dem „Schlafen“ zur Mittagszeit (im Gegensatz zu heute) eher nicht. Aber ich sollte etwas ruhen. Deshalb durfte ich mir das Kinderhörspiel „reinziehen“, das um 14 Uhr im Berliner Rundfunk oder bei Radio DDR – ich weiß es nicht mehr genau – ausgestrahlt wurde. Nach wie vor begeisterte mich gute Hörspiele, wie der Radiotatort.

Obwohl wir einen Fernseher hatten, habe ich viel gelesen. Vati brachte mir oft eine Zeitung mit. Mal den „Atze“, mal die „Frösi“ (im ganzen Titel „Fröhlich sein und singen“), mal die ABC-Zeitung. Ganz hoch im Kurs stand das „Mosaik“ von Hannes Hegen. Die Erlebnisse der „Digedags“. Vor allem diese Hefte habe ich gesammelt. Sie lagen – oft gelesen – als Stapel auf einem Regal. Darunter auch viele uralte Ausgaben. Die ganz frühen Hefte, mehrfach mit Klebestreifen repariert, aber lesbar! Einige hatte ich gegen etwas anderes getauscht. In meinem Besitz waren auch ein paar Mosaik-Bücher. Vater war ja ein begeisterter Lotto-Spieler und für eine bestimmte Anzahl abgegebener Tipps gab es Punkte. Diese Punkte konnten einmal im Jahr in Bücher umgewandelt werden. Die Titel und die benötigten Punkte wurden in der Zeitung „Die Wochenpost“ veröffentlicht. Vati hatte meistens so viele Punkte, dass wir vier oder fünf Bücher kostenlos oder zu einem deutlich günstigeren Preis bekamen. Auch ich durfte mir dann etwas aussuchen. Und so kam das Mosaik in einer gebundenen Form in meinen Besitz oder die „Märchen aus tausenddeiner Nacht“. Einmal auch eine kleine „Schatztruhe“ aus Pappe, in der sich in einzelnen kleinen Büchern viele Märchen befanden. Sowohl diese Schatztruhe als auch meine Mosaik-Bücher gingen irgendwann zu meinem Neffen Jörg und waren damit für immer verloren. Die einzelnen Hefte – wie schon geschildert – manche schon geklebt – „entsorgte“ meine Mutter im Altpapier, als wir nach Cottbus zogen. Da war sie fix und es fiel ihr nicht im Geringsten ein, mich zu fragen. „*Die alten Schwarten müssen doch nicht in die neue Wohnung!*“

„Jetzt pfeift's aus einem anderen Loch“

Diesen Satz habe ich immer und immer wieder gehört – meine Schwester sagte ihn, die Nachbarin, meine Mutter und noch viele andere mehr, als ich mich anschickte, regelmäßig ein riesengroßes, graues Gebäude zehn Gehminuten von zu Hause weg zu besuchen, welches meinen Status völlig veränderte: Ich wurde ein Schulkind und war sehr, sehr stolz darauf. Mir war der Start 1960 auch nicht in den Schoß gefallen, ich hatte ihn mir erkämpft. Mein Kinderarzt im Sankt Georg Krankenhaus, Dr. Schößling, sagte meiner Mutter, die mir noch ein Jahr zu Hause gönnen wollte: „*Der muss weg! Der weiß schon zu viel, stellen Sie den Jungen unbedingt dem Schularzt vor, ich unterstütze es!*“ Und ich wollte auch „weg“, in die Schule. Alle meine Freunde aus der Heinckestraße oder der Anhalter Straße gingen schon in das riesengroße, graue Haus. Ich wollte endlich dazu gehören. Aber da hatte der Gesetzgeber einen Stichtag festgelegt: 31. Mai! Und ich war 20 Tage drüber am 20. Juni geboren. Alle Kinder, die vor diesem Stichtag im Einschulungsjahr den 6. Geburtstag feiern konnten, durften, mussten, die ihn später feierten, durften nicht. Eigentlich!

Dieses „eigentlich“ legte ein Schularzt fest. Mutig ließ ich mich von ihm sehr gründlich untersuchen. Auch die Hoden saßen am rechten Ort, dort, wo sie hingehören! Dann schüttelte er trotzdem den Kopf und sprach die Absicht aus, mir noch ein Jahr zu „schenken“. (Bevor es aus dem anderen Loch pfeifen sollte.) Meine Mutti kapitulierte. Offenbar schien ihr die Entscheidung zu gefallen. Mir nicht! Die Attacke auf das Votum des Schularztes begann mit dem Satz, dass ich schon meinen Namen schreiben könnte. Er gab mir eine Chance, Stift und Papier. Mein „Rainer Polzer“ war vielleicht etwas krakelig, aber orthografisch korrekt. „Wo wohnst du?“ Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Kannst Du das auch schreiben?“ Leipzig bekam ich hin, beim Rest gab ich auf, aber nicht ohne den Zusatz, eine Lokomotive malen zu können. Die wollte er jetzt sehen. Meine Mutter blickte nicht gerade erfreut auf dieses Spiel. Ich zeichnete eine astreine Dampflok, mit Tender und Führerstand und den Verbindungsstreben der Räder und das physikalisch so korrekt, dass deren waagerechte Bewegung in die Kreisbewegung der Ränder umgewandelt wurde. Der Arzt schaute eine ganze Weile auf die Zeichnung, ich überlegte, was ich noch in die Waagschale werfen konnte, aber er gab auf: „Du gehst ab September zur Schule.“ Ich war stolz und glücklich – Mutti nicht so recht. Aber Dr. Schößling machte ihr später Mut, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Am 1. September 1960 ging ich zum ersten Mal in dieses riesengroße, graue Haus: Die 33. Polytechnische Oberschule in Leipzig. Am Tag der Einschulungsfeier holte mich ein älterer Schüler zu Hause ab (Ich habe das ein paar Jahre später bei der Einschulung von Angela auch gemacht.) und brachte mich zum Kino ein paar Querstraßen weiter, ich glaube, es hieß „Eutritzscher Lichtspiele“. Dort belegten wir die ersten Reihen, hinter uns saßen dann die Eltern und Verwandten. Es gab ein Programm von älteren Schülern, Gedichte, Gesang, Instrumental.

Dann natürlich eine Rede, ich denke mal, des Direktors. Einige wurden auf die Bühne gerufen, viel weniger Kinder als eingeschult wurden. Ich gehörte dazu. Wir bekamen ein blaues Tuch um den Hals gebunden und einen Ausweis in die Hand gedrückt, auch ein Blümchen: Wir waren Jungpioniere geworden. Meine Eltern hatten das zunächst so entschieden. Was das war, erklärte mir später mein Vati. Auch anhand der Pioniergesetze, was das für mich bedeutete. Aber ich war sehr stolz, denn längst nicht alle Kinder hatten dieses schöne blaue Halstuch. Wir waren deutlich in der Unterzahl.



Abb. 18: Mein Pionerausweis

Die Gebote für Jungpioniere (besser lesbar)

Wir Jungpioniere

- lieben unsere Deutsche Demokratische Republik
- helfen mit, den Frieden zu schützen
- lieben unsere Eltern
- halten Freundschaft mit den Kindern aller Länder
- lernen fleißig, treiben Sport und halten unseren Körper sauber
- sagen die Wahrheit
- helfen überall tüchtig mit
- singen, tanzen und spielen gern
- sind gute Freunde und helfen einander
- tragen mit Stolz unser blaues Halstuch.

Sicherlich – das klingt jetzt recht pathetisch, aber es ist gar nicht so falsch. 1960 war der große Krieg erst 15 Jahre vorüber.

Wir, die Mädchen und Jungen von jetzt drei Schulklassen, von 1a bis 1c, gingen vor die Tür des Kinos. Dort wartete der Fanfarenzug der Schule und mit Pauken, Trommeln und Posaunen ging es dem „jetzt pfeift's aus einem anderen Loch“, unserer Schule entgegen.



Abb. 19: Mein Schulanfang am 1. September 1960

Ich war schon mehrfach neben dem Orchester hergelaufen, wenn der Trupp am Vorabend vom 1. Mai oder dem 7. Oktober durch die Straßen unseres Wohnbezirks tönte, aber jetzt stand fest: Da mache ich mit und ich werde eine Pauke schlagen. Meine kleinen Beine versuchten, genau mit dem „Bumm, Bumm, Bumm“ der Trommelfelle Schritt zu halten. Ich war rundherum glücklich!

Im Klassenraum „1b“ wartete die Klassenlehrerin, Fräulein Grunert, auf uns. Wir waren ihre letzte Einschulkklasse, die sie bis zur vierten betreuen sollte, dann hatte sie das Pensionsalter erreicht. Fräulein Grunert! Sie war unverheiratet, wie es für Lehrerinnen früher üblich war; ob sie jemals einen Partner hatte, bleibt ungeklärt. Übrigens mit meinem Ranzen war es genau so, wie schon zuvor mit dem Roller oder später dem Fahrrad: Er entsprach nicht meinen Anforderungen und meinem Geschmack an ein solches Gerät, hatte viel zu wenig Zusatztaschen oder Fächer, nur ein einziges Innenteil. Auch fehlte ein Griff oben auf dem Deckel, dass er in der Hand zu tragen ging. Ich musste mit viel Mühe die Trageriemen an den Seiten über den Deckel legen, um den Ranzen mit der Hand und nicht auf dem Rücken tragen zu können, was „cool“, aber streng verboten war. Seine braune Farbe war okay, auch das Leder roch sehr gut. Meine Eltern hatten sich für einen leichten Ranzen entschieden, dazu gab es eine vor dem Bauch zu tragende Brottasche aus dem gleichen Leder, also ein Set. Meine Mutter hatte mir noch einen schönen Turnbeutel genäht. Natürlich war alles irgendwo mit meinem Namen versehen.

Als wir nach der ersten Stunde auf den kleinen, extra für die Erstklässler abgeteilten Schulhof kamen, standen unsere Eltern und Verwandten da und es gab sie endlich, die Zuckertüte. Wieder war ich etwas enttäuscht: Mein Favorit war sechseckig und rot, was ich bekam war blau und rund. Aber sie war gut gefüllt und das tröstete. Wenigstens bei den Einschulungssachen hatten wir einen stillen Konsens gefunden. Ich hatte einen mit kurzen Hosen ausgestatteten grauen Flanell-Anzug an, auf der linken Brustseite war ein Emblem, so etwas wie ein Wappen aufgebracht, eine Art Clubjacke der englischen Lords. Diesen Anzug habe ich geliebt. Er stammte aus dem „Russenmagazin“, einem Kaufhaus, das eigentlich den Offizieren und ihren Familienangehörigen der „Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland“, kurz „GSSD“, vorbehalten war. Mancher nannte sie auch die Besatzungsstruppen. Vor der schönen großen Fabrikanten-Villa, irgendwo in der Nähe vom Leipziger Chausseehaus, standen zwei Wachposten der Sowjetarmee. Vater hatte seine Ausgehuniform an, und als wir das große Portal passierten, standen die beiden Soldaten stramm. Vater dankte den Gruß, indem er die rechte Hand an den Mützenschirm legte und freundlich nickte. Wir waren im sozialistischen Intershop. Es gab viele schöne Sachen, auch aus den Westsektoren. Meinen Anzug z. B. oder meine Schuhe der Marke „Elefant“. Verschiedene Zimmer waren die verschiedenen Abteilungen des kleinen Kaufhauses. Bei den Lebensmitteln kauften wir „Mischkas“, das große, in buntes Papier eingepackte Moskauer Schokoladenkonfekt. Das weiß ich noch wie heute!

Diese „Mischkas“ fand ich in meiner Schultüte wieder, neben dem Turnbeutel oder einer ganzen Menge verschiedener Lineale, Radiergummis und Stifte. Meine Einschulung war übrigens die erste Familienfeier mit einem neuen Mitglied in spe: Meine Schwester hatte ihren Gerd vier Wochen zuvor geheiratet, denn sie trug seinen Sohn Jörg bereits unter dem Herzen, der Anfang Februar geboren wurde. Am Tag nach der Hochzeit weinte mein Vater bitterlich. (Das habe ich so nur noch einmal erlebt und zwar als seine Schwester Grete gestorben war.) Mutti begründete seine Tränen damit, dass meine Schwester nun auszogen sei, weil sie bei ihrem Mann wohnte. Für mich war das eine gute Nachricht, denn ich bekam ein eigenes Zimmer und ein großes Bett. Viel später erfuhr ich die wahren Gründe für Vaters Gemütsbeben: Am Abend bei der Feier hatte sein Schwiegersohn ihm beigebracht, dass er nicht nur als Bergbauingenieur im Braunkohlentagebau „BKW Jugend“ in Lübbenau „tätig“ wäre, sondern zugleich als Offizier der Staatssicherheit ein Auge auf alles hätte. Vater hatte seiner Christel zwar irgendwann einmal gesagt, dass er sich freuen würde, wenn sein Schwiegersohn ein „Genosse“, also SED-Mitglied, wäre. Aber doch nicht gleich so etwas. Er wusste wohl, was jetzt auf uns zukommen würde. Was er nicht wusste, vielleicht ahnte, sein Schwiegersohn hatte kurz zuvor ein Dossier über den Major Polzer anfertigen lassen. Ich habe lange nach seinem Tod bei der Stasi-Unterlagenbehörde Vaters Akte eingesehen. Sie bestand nur aus diesem Dossier.



Abb. 20: Spaziergang in Lübbenau, Rohbau im Hintergrund, die neue Poliklinik mit Christels Apotheke